

CAUX-

INFORMATIONSDIENST
DER
MORALISCHEN AUFRÜSTUNG

NR. 3
MÄRZ 1984
36. JAHRGANG

Information

**Wohin
treibt die
Sel**

25mal die
Schweiz

**Schweizerische
Arbeiterbewegung**
à Allemann
Dankeschön
Obriggen
die Arbeiterbewegung
Frühjahrstagung
bis zur Gegenwart
Stiefel-Greif

**Rettet
die Schweiz**

haft die

Schweizer
ernis und Hoffnung

Suisses

itation et l'esp

leri

Ein Leitmotiv für die Schweizer?

Das Bild der

**FINANZ
PLATZ
SCHWEIZ**

Geschichte
schweizer
tralit

Geschichte

ESCHICHTE,
UNG LINE

Was spielt sich in den Köpfen der Bürger eines Landes ab, das eines der höchsten Pro-Kopf-Einkommen der Welt hat? Die jüngste Diskussion über die Konkordanzdemokratie, der Entwurf für die Totalrevision der Bundesverfassung, die Fragen über den Finanzplatz Schweiz, die Sorge um die Umwelt und der um sich greifende Verdruss über alles, was mit Verkörperung der Macht oder Autorität zu tun hat, sind etliche der anstehenden Themen. Einige davon werden in den folgenden Beiträgen angesprochen.

Um Aufschluss über einen Menschen oder sein Land zu erlangen, können wir auf verschiedene Weise vorgehen. Eine der Fährten ist das Erforschen der Geschichte seines Volkes. Weiterhin können wir die Meinung unserer Nachbarn einholen, was oft viel zum eigenen Verständnis beiträgt. Wenn es uns gar gelingt, einen Funken göttlicher Weisheit zu erhaschen, kann auch dieser unsere irdische Situation erhellen.

Schliesslich hat auch die Anekdote jenes pffigen Besuchers etwas an sich, der mit einem flachen Paket unter dem Arm erscheint und erklärt, er habe ein Bild dessen mitgebracht, der an allem Übel in der Welt schuld sei. Er öffnet sein Paket und reicht seinen erwartungsvollen Gastgebern einen Spiegel, in dem sich jeder selbst entdeckt. Aber ebenso wichtig wie diese Standortbestimmung ist die Richtung, in der wir uns vorwärtsbewegen. Daher die Titelfrage:

EIN LEITMOTIV FÜR DIE SCHWEIZER?

Wir zitieren

«Lieber in der Stille erfolgreich wirken, als nutzlos-beschäftigt durchzubrennen. Dazu möchte ich Dich aufrufen, dass Du wieder und wieder erwägst, wie dringend die Erneuerung der Gerechtigkeit im gesellschaftlichen Leben ist... Doch die Gerechtigkeit – wer wird sie uns zurückbringen? Natürlich eine Sinnesänderung! Doch wer ändert die Sinne oder kehrt sie um zur Selbsterkenntnis? Gott, der Seelen Meister und Schöpfer. So ist unser Dienst nutzlos? Er ist von hohem Nutzen! Wie nämlich Gott allein die Herzen schafft und treibt, so tut er das doch durch seine Werkzeuge...»

Setz Du Dich nur dafür ein, ... dass Du auf jede Dir mögliche Weise denen hilfst, denen es um die Rückkehr von Gerechtigkeit, Rechtschaffenheit und Menschenwürde in der Schweiz zu tun ist. Der Herr wird Dir in Deiner Mühe beistehen.»

Ulrich Zwingli (1484–1531)

Aus einem Brief an Simon in Albon (10. Juni 1531)

Ehrenplätze in Wien

Im Rahmen einer Veranstaltung in Wien hatte ich die undankbare Aufgabe, Ehrenplätze für speziell eingeladene Politiker freizuhalten. Unter den vielen Teilnehmern war auch ein Schweizer Bürger, der für unser «Getue» um die Politiker, wie er es nannte, wenig Verständnis hatte. Mit Argumenten wie «Wir sind doch alle Bürger» weigerte er sich eine Weile standhaft, einen ordnungswidrig eingenommenen Platz zu verlassen.

Zwei Dinge hat mir dieses Erlebnis neu bewusst gemacht: Einerseits stimmt es, dass wir Österreicher in oft übertriebener Art auf Titel und Funktionen Wert legen. Bei den Schweizern dagegen, mit ihrem ausgeprägten Verständnis für Demokratie und Föderalismus, gilt ein Politiker eher als Bürger unter Bürgern. Andererseits hatte ich aber bei unserem Gast bemerkt, dass er bereits mit der Vorstellung gekommen war, die Österreicher seien insgesamt süchtig nach Titeln, hätten einen ungesunden Respekt vor den Repräsentanten des Staates und seien überaus obrigkeitshörig.

Wahrscheinlich fehlt es auf beiden Seiten nicht an Vorurteilen, wenn von den Bewohnern des Nachbarlandes die Rede ist. Im Gespräch über die Schweiz tauchen bei uns sehr rasch Vorstellungen von extremer Genauigkeit, Sauberkeit, Sparsamkeit, Hartnäckigkeit auf. Manchmal dichten wir unseren Nachbarn gerade jene Eigenschaften als übermässig an, die bei uns selbst vielleicht zu schwach ausgeprägt sind.



Ein anderer Schweizer, der beruflich in Wien tätig war, klagte mir einmal, dass er sich auf die Worte der Leute hier so wenig verlassen könne: «Nicht immer bedeutet ein Ja auch eine wirkliche Zustimmung, und wenn jemand etwas mit «ja, vielleicht» verspricht, dann muss man damit rechnen, dass er in Wirklichkeit die an ihn gerichtete Bitte verneint.» Hier liegt das Problem nicht in Vorurteilen, sondern entweder im unterschiedlichen Gebrauch der Sprache oder – offen gesagt – in der Unehrllichkeit von Menschen, die «ja» sagen und es nicht ernst meinen.

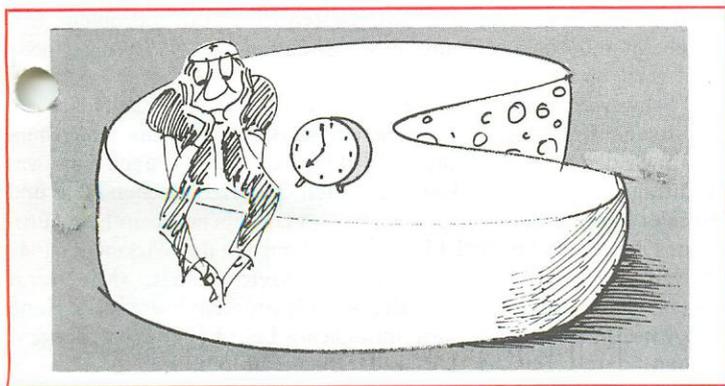
Was sollen wir also tun angesichts unserer Eigenheiten und Vorurteile? Erfahrungsgemäss treiben letztere dort ihre besonderen Blüten, wo es an Informationen und Kenntnissen mangelt. So wie in jeder zwischenmenschlichen Beziehung, müssen wir zum gegenseitigen Kennenlernen einige Anstrengungen und Geduld aufbringen. Insbesondere in unserem etwas unterschiedlichen Gebrauch der Sprache reden wir schnell aneinander vorbei und sind dann irrtümlich der Auffassung, den anderen verstanden zu haben.

Entscheidend für das gegenseitige Verständnis ist letztlich unsere Bereitschaft zur Änderung, zum Abbau unserer Vorurteile und dazu, den anderen so anzunehmen, wie er ist. So können wir uns sogar gegenseitig helfen, das rechte Mass für unsere Eigenheiten zu finden und gleichzeitig einiges voneinander zu lernen.

Georg Hartl, Wien

Für einen Franzosen ist die schweizerische Bescheidenheit immer beeindruckend. Sind wir Franzosen von Natur aus zu grosse Angeber, so ist eure Devise: «Um glücklich zu leben, lebt man am besten im Verborgenen!» Die Schweiz ist immerhin eine grosse Macht, wie es deren nur fünf oder sechs auf unserem Planeten gibt, doch scheint es, als versuche sie, dies zu verbergen.

Es gibt Länder, die über Ölvorräte verfügen, andere besitzen exklusive Weltrechte auf gewisse Sprudelgetränke, aber keines vermöchte ein so katastrophales Embargo zu verhängen wie die Schweiz, sollte es ihr plötzlich einfallen, die Welt ihrer fast unersetzlich gewordenen Produkte zu berauben: Sofortkaffee, Frühstückskakao, Konfiserwaren. Es kommt übrigens nicht selten vor, dass französische Anbieter und viele mehr in verschiedenen Drittweltländern und anderswo auf schweizerische Händler stossen, die genau die gleichen Produkte anbieten wie sie, allenfalls auch Waffen. Die Schweiz kann somit, sowenig wie die USA und Frankreich, gegenüber dem, was sich in der übrigen Welt abspielt, ihre Hände in Unschuld waschen.



Doch Spass beiseite.

Ein anderes der Schweiz und Frankreich gemeinsames Merkmal ist ihre sehr gemischte Bevölkerung, einerseits als Folge der Immigration der jüngsten Zeit, andererseits wegen der Verschiedenartigkeit ihrer ursprünglichen Bewohner. In der Schweiz zeigt sich dies in der offiziellen Mehrsprachigkeit und in föderalistischen Institutionen, die einzigartig in der Welt sind. Frankreich ist stark von seiner Latinität geprägt, die zur Integration der verschiedenen Völkerschaften beigetragen hat, doch sind die Dialekte, wie das Katalanische, Bretonische, Elsassische, Korsische, Baskische, sehr lebendig geblieben. In bezug auf die Einwanderer der jüngeren Zeit ergaben sich in der Schweiz und in Frankreich die gleichen Schwierigkeiten. Eine rasche Lösung dieses Problems ist eine der Aufgaben, vor denen beide Länder in den nächsten Jahren stehen. Wir müssen uns der uns von der Geschichte zugewiesenen Rolle würdig erweisen – Bindeglied zu sein zwischen den beiden Teilen Europas, dem Norden und dem Süden, die sich manchmal auszuschliessen scheinen.

Zum Schluss möchte ich dem von der Schweiz bisher Vollbrachten meine Reverenz erweisen. Die Grundsätze, die viele Schweizer beseelten und noch immer motivieren, haben in zahlreichen bewundernswerten Verwirklichungen ihren Ausdruck gefunden: schon lange bevor die verschiedenen internationalen Institutionen ihren Sitz in der Schweiz etablierten, war die Schweiz das wichtigste Asylland für die französischen Hugenottenflüchtlinge geworden. Und was noch näher liegt: was wäre die Welt ohne das Rote Kreuz!

Schliesslich wissen die, die es kennen, dass man Caux erfinden müsste, wenn es nicht schon existierte an jenem Ort, ruhig, erhöht, aber auch zugänglich, von wo sich dem Blick grosse Weiten öffnen, die zur Meditation und zur Erneuerung der Herzen einladen.

Ich werde mich hüten, Schlussfolgerungen zu ziehen, denn das Vorangehende verrät bestimmt eine krasse Fehleinschätzung der Schweiz, deren Gebirgsformationen die Aufmerksamkeit (und die Skifahrer) auf sich ziehen, so dass man zu leicht vergisst, dass sie auch andere Werte besitzt neben denen in ihren sagenhaften Tresorgewölben.

Antoine Jaulmes, Frankreich

Zurück von einer sechswöchigen Indienreise, fragen uns viele Freunde als erstes: «Was sagt ihr zu diesem schrecklichen Elend in Indien?» Anfangs war ich so überrascht, dass ich nicht gleich antworten konnte. Wir haben so viel Wunderschönes erlebt – vor allem dank unserer indischen Freunde aus ganz unterschiedlichen Gesellschaftsschichten – und sind tief beeindruckt von diesem faszinierenden, grossen Land und dessen sympathischer Bevölkerung. Haben wir wirklich das Elend übersehen?

Die meisten Inder sind tatsächlich arm, verdienen wenig und leben auf der Strasse vor ihren Hütten. Diese werden aus vorhandenem Material – im Süden zum Beispiel mit Bambusstecken, Backsteinen, Lehmziegeln und Palmwedeln für die Dächer – gebaut. Mit unerschöpflicher Phantasie machen die Leute aus Abfallmaterial etwas Brauchbares. Wir sahen, wie viele Familienmitglieder fast ohne Hausrat samt ihrem Vieh unter einem Dach in ein bis zwei Räumen wohnen, geborgen in der Sippe, wo ohne jegliche Versicherung, aber durch moralische Verpflichtung für jung und alt gesorgt wird.

Die Einheit von Mensch, Tier und Natur mit dem Schöpfer, der im Alltag eine grosse Rolle spielt, strahlt Ruhe und Frieden aus. Dahinter steckt für uns ein tiefes Geheimnis, etwas Wohltuendes – vielleicht ein Seelenfriede, der uns in der Schweiz fehlt. – Ein Gespräch mit einem Inder hat mir sehr zu denken gegeben. Ich sagte: «Viele Schweizer Ehepaare warten auf Adoptivkinder. Ihr habt viele herzige kleine Waisen. Könnte man diese nicht in die Schweiz zur Adoption geben?» – Nach langem Überlegen sucht der freundliche Mann nach Worten: «Ja, das wäre vielleicht schon eine Lösung. Aber wissen Sie, meistens sorgt ja die Familie (ältere Geschwister, Onkel und Tanten) für die Waisen. Sie übernehmen Verantwortung und möchten nicht riskieren, dass das Kind in einer westlichen Familie durch Drogen, Alkohol und Nikotin verkümmert oder durch Sex und Schamlosigkeit seelischen Schaden nimmt!» Tief betroffen fragte ich mich, ob man da nicht umgekehrt einem aus Europa heimkehrenden Inder dieselbe Frage stellen könnte: «Was sagst du zum Elend in Europa?» Und dabei haben wir bei weitem nicht das Gefühl, dass es uns schlecht geht! Wir persönlich jedenfalls sind glücklich und dankbar, in unserer demokratischen Schweiz in Friede und Freiheit leben zu dürfen.

Es geht darum, das «Elend in Indien» nicht mit unseren materialistischen Massstäben zu messen, sonst gehen wir am indischen Leben vorbei! Wieviel könnten wir selbstbewussten Schweizer doch von unseren indischen Mitmenschen lernen! Sie jagen nicht nach Geld und materiellen Gütern, nehmen aber unsere Unterstützung, unser technisches «Know-how» am rechten Platz dankbar an. Auch haben die Inder ein grosses Vertrauen in Gottes Führung, dass er ihnen das gibt, was ihnen zusteht. Sie pflegen eine enge Verbindung mit Gott und ihren geistigen Vermittlern – je nach Religion – durch die tägliche gemeinsame Andacht in vielen Familien.

Indien ist ein Entwicklungsland, aber die Herzen und Seelen der Inder sind oft weiterentwickelt als bei uns! Ein gegenseitiges Geben und Nehmen in Demut und Ehrfurcht könnte zu einer besseren Verständigung und einem fruchtbaren Austausch führen.

Elisabeth Steiner, Winterthur

Zeichnungen: Einar Engebretsen, Norwegen. Foto: Spreng

Caux Information

Redaktion: Schweiz: Dr. Konrad von Orelli, René Jacot, Marianne Spreng

Deutschland: Heinz Krieg, Annette Wiethüchter, Margrit Schmitt-Gehrke

Administration und Redaktion: Postfach 218, CH-6002 Luzern, Telefon 041 42 22 13

Bestellungen für Deutschland nimmt entgegen: MRA Bücherdienst, St. Antoniusstrasse 6, D-6532 Oberwesel-Urbar

Abonnement: Schweiz: Fr. 26.—, Deutschland: DM 30.—, übrige Länder: sFr. 30.—

Postscheckkonten: Schweiz: 60-2680, Caux Verlag, Luzern

Deutschland: 704 35-757 Postscheckamt Karlsruhe, Caux Verlag, CH-6002 Luzern

Erscheinungsweise: 12mal jährlich

Druck: Verbandsdruckerei-Betadruk AG, Bern

Ein Schweizer im Ausland

Vor kurzem wurde ein Schweizer, der in den vergangenen Jahrzehnten viel Zeit ausserhalb seines Landes zugebracht hat, bei einem Zwiegespräch mit sich selbst überhört.

Was geschieht, wenn ein Schweizer sich lange Jahre im Ausland aufhält – wird er dann weniger Schweizer oder wird sein «Schweizertum» noch ausgeprägter?

Sicher gibt es auch Schweizer, die sich im Gastland so einfühlen und einleben können, dass sie langsam, aber sicher integriert werden. In meinem Fall spüre ich, dass es zum Ureigenen des Schweizer Charakters gehört, dass er sich gegen Mehrheiten und starke Einflüsse wehrt. Je mehr man versucht, ihn zu ändern, desto bockiger wird er. Das hat seine positiven Seiten, zum Beispiel wenn ein Rattenfänger von Hameln versucht, ihn und seine Landsleute zu verführen. Eine gute Dosis Arroganz ist allerdings auch dabei, denn die Überzeugung, dass wir es besser wissen als alle anderen, beschränkt leider unsere Fähigkeit, von ihnen etwas zu lernen.

Woran merkt man, dass man im Gastlande eben doch als Ausländer behandelt wird?

Zunächst machen sich viele Leute ein bisschen lustig über unsere Sprache. Auch wenn sie in ihrem eigenen Land verschiedene Dialekte und Aussprachen haben, fühlen sie sich dem helvetischen Deutsch (und Französisch?) gegenüber doch sehr überlegen. Dagegen kann man reagieren, oder man kann durch dieses Erlebnis sensibilisiert werden für die Erfahrung, die die Gastarbeiter bei uns durchmachen. Amüsant ist es, beim Autofahren einen Wagen mit einer Schweizer Nummer zu fahren. Wenn man bei einer Ampel etwas zögert, sieht man schon die Reaktion beim hinteren Fahrer. Sie ist nicht böse, aber doch ausgesprochen. Auch in der Strasse, in der wir bis letztes Jahr wohnten, gab es eine fast ausländerfeindliche Atmosphäre, die unsere Abwärtsfrau ausnützen wollte, um uns etwas unter Druck zu setzen. Im grossen ganzen kann man nur sagen, dass es einem guttut, einmal auf der Empfängerseite solcher Gefühle zu sein.

Wird man durch verlängerte Auslandsaufenthalte seinem Land gegenüber kritischer, oder lernt man, es mehr zu schätzen?

In meinem Fall kann ich nur sagen, dass ich je länger, desto dankbarer bin für das, was wir haben und sogar, was wir sind. Die Unabhängigkeit des Geistes, die uns auch in unserer Erziehung mitgegeben wird; das Verständnis für den Andersdenkenden und den Anderssprechenden; das Sich-in-unserer-Geschichte-zu-Hause-Fühlen; der Glaube an das demokratische Spiel der Kräfte; schliesslich das Misstrauen gegenüber Zentralismus und Bürokratie – dies sind alles Dinge, die man neben der Schönheit des Landes und vielem anderen, das mehr äusserlich ist, immer wieder schätzen lernt.

Gibt es auch mehr, was man von seinem Land erwartet, oder ist man mit dem zufrieden, was die Schweiz zum Beispiel in der Zeit seit dem Zweiten Weltkrieg geleistet hat?

Nein, ganz zufrieden mit dem, was unser Land geleistet hat und wie unser Land heute dasteht, kann man nicht sein – oder bin ich auf alle Fälle nicht.

Dass wir uns ausserhalb der Europäischen Gemeinschaft und ausserhalb der UNO finden, war in gewisser Weise unvermeidlich. Sicher war ein tiefer Konsens da, der es nicht erlaubte, dass man sich einer unpersönlichen Macht einfach auslieferte, die in unsere eigensten Angelegenheiten eingegriffen hätte. Ich glaube aber doch, dass wir uns zu leicht mit dem «Abseits» abgefunden haben und uns hätten mehr Gedanken machen können, wozu uns diese in der Welt einzigartige Situation bestimmt und befähigt.

Aber das braucht ja auch nicht so zu bleiben. Auch wenn das Schweizervolk entscheiden sollte, dass wir der UNO beitreten, wird unser Beitrag ja nie im Gebiet des Mächtigen und Grossen sein.

Unser starker Punkt wird immer im Persönlichen, Inoffiziellen, Unorthodoxen liegen. Da, wo die Grossmächte – gerade weil sie gross und mächtig sind – nichts tun können, sind kleinere Staaten wie der unsrige, falls wir die richtige Qualität von Menschen haben, imstande, einen weit über unsere Dimension gehenden Einfluss auszuüben.

Die Tendenz wächst allerdings auch in der Schweiz, sich dem grossen Strom des lauwarmeren Denkens und Lebens anzuschliessen. Trotzdem

Ein Leitmotiv

«Macht den Zaun nicht zu weit»

Vor zwei Jahren feierte unser Land «500 Jahre Stanser Verkommnis». Damals riet Niklaus von Flüe den Eidgenossen: «Macht den Zaun nicht zu weit.» In unsere Zeit übertragen heisst dies: Ihr seid nicht zur Grösse äusserer Kraft berufen, sondern zur Freiheit innerhalb klar gesteckter Grenzen. Strebt nicht nach unbegrenztem Wirtschaftswachstum auf Kosten anderer Völker, sondern nach Freiheit vom Materialismus.

Wenn wir als Volk in aller Aufrichtigkeit eine Standortbestimmung vornehmen, müssen wir zum Schluss kommen, dass wir der materialistischen Expansion in den sechziger Jahren weitgehend erlagen. Dies führte zu ersten internen Auseinandersetzungen wegen der Fremdarbeiterfrage. Dann folgte die durch den Ölschock ausgelöste wirtschaftliche Rezession, die in der ersten Hälfte der siebziger Jahre zum Verlust von rund 340 000 Arbeitsplätzen führte. Auf «elegante» Weise glaubten wir, dieses Problem lösen zu können, indem wir über 300 000 ausländische Arbeitskräfte, die wir zuvor herbeigehtolt hatten, nicht mehr in unser Land hereinliessen. Diese Massnahme rettete zwar viele unserer Unternehmen vor dem Ruin, der auch sehr viele Schweizer getroffen hätte. Dadurch exportierten wir aber das Problem, und es scheint mir, dass wir aus dieser Situation die richtigen Schlüsse nicht gezogen haben.

Wir Schweizer müssen neu entdecken, dass in der Kleinheit eine verborgene Kraft liegt, dass Dienen stärker macht als Herrschen. Wenn wir den Zugang zu dieser Wirklichkeit finden, haben wir etwas beizutragen zur Überbrückung des tiefen Grabens zwischen Nord und Süd, der heute unser Weltgeschehen so massgebend beeinflusst. Professor Durrer, ein Spezialist in der Forschung um das Wirken des 1947 heiliggesprochenen Niklaus von Flüe, sagte einmal: «Mit Henri Dunant ist uns durch das Rote Kreuz ein Instrumentarium in die Hand gelegt worden, mit dem schon unsägliches Leid in der Welt gelindert werden konnte. Mit der von Frank Buchman initiierten moralischen und geistigen Aufrüstung wird uns ein Weg gezeigt, wie Brücken geschlagen werden können, bevor blutige Katastrophen über die Menschheit hereinbrechen.»

Henri Dunant wusste etwas von der Aufgabe eines kleinen Landes. Er sagte selbst: «Ich bin ein Jünger Christi, weiter nichts.» Aus dieser Quelle schöpfend, verstand er es, ein Werk zu schaffen, das unserem Volke noch heute hilft, dienend etwas für die Welt zu tun. In Dunants Aussage liegt das Geheimnis wahrer Wirksamkeit. In unserer Fahne steht das weisse Kreuz, inmitten eines roten Feldes. Von Natur aus drängt jeder von uns nach materiellem Wachstum und uneingeschränkter Freiheit, die bald im Chaos enden würde.

Nachdenken, Neubesinnung und Umkehr werden meistens als ein Unangenehmes verdrängt. Doch liegt darin viel Schöpferisches – letzten Endes das einzige, was uns eine gesunde Zukunft sichert. Das Kreuz will uns den Weg zu aufbauender schöpferischer Freiheit weisen – frei, um der Welt zu dienen.

Benjamin Utzinger

gibt es noch genügend Schweizer, die es geniessen, einen Steilhang herunterzuflitzen und den Wind schätzen, der ihnen um die Ohren pfeift.

Ist es jungen Schweizern zu empfehlen, unmittelbar vor ihrem Studium, vor ihrer Lehre oder nachher, ein Jahr oder zwei im Ausland zu verbringen?

Viele von uns scheinen immer wieder vom Sicherheitsdenken gebremst zu werden, so dass wir zögern, das zu tun, was nicht nur für uns, sondern auch für die Länder, die wir besuchen, eine grosse Bereicherung wäre. Natürlich ist man dann, wo man auch immer ist, auch ein bisschen Aushängeschild. Es gibt aber kaum etwas, das das Nachdenken über den Sinn unseres Lebens und unsere tiefsten Grundsätze besser ausdestilliert als ein Jahr des Dienens und Arbeitens ausserhalb des Landes.

Hat man nach vielen Jahren Auslandsaufenthalt das Gefühl, dass man lieber als ein Bürger eines anderen, vielleicht grösseren, vielleicht schöneren Landes auf die Welt gekommen wäre?

Nein, ganz bestimmt nicht.

Europäus

Von der Gelassenheit in der Politik

Regierungsrat Dr. Walter Gut, Luzern

Wer unter vollem Einsatz seiner Kräfte im öffentlichen Bereich eine führende Aufgabe zu erfüllen hat, der bedarf, wenn er die harte und recht häufig masslose Beanspruchung heil überstehen will, einer geistig-seelischen Haltung, die man zutreffend mit dem aus der mittelalterlichen Mystik stammenden Begriff der «Gelassenheit» umschreiben mag. Gelassenheit ist jene Haltung, in der man zur Aufgabe, die alle Kräfte und die ganze Zeit in Beschlag nimmt, letztlich eine in ihrem Ausmass nur schwer bestimmbare Distanz zu nehmen imstande ist. Diese heilsame Distanz macht es möglich, dass der Politiker seinen Auftrag zwar treu und nach seinen besten Kräften durchzuführen in der Lage ist, dass er aber «über der Sache» bleibt.

Die Gefahr der Identifikation

Diese Distanz belässt dem Handelnden jene Spanne von Freiheit, die verhindert, dass er zum Sklaven seiner Aufgabe wird. Diese Forderung nach Distanz besagt zugleich, dass es in diesem weltlichen Geschäft der Politik keine Identität geben soll zwischen Auftrag und Person. Der Politiker, der sich mit seinem Auftrag voll identifiziert, gerät in die Gefahr, sich selbst an die Stelle der Sache, die er vertritt, zu stellen, anstatt sie dort zu «belassen», wohin sie gehört, in den Bereich der äusseren relativen Gegenstände, über deren konkrete Gestaltung man zumeist in guten Treuen unterschiedlicher Auffassung sein kann.

Der Politiker, der die Sache von seiner Person nicht zu scheiden weiss, ist auch in hohem Masse verletzlich: Widerstände gegen seine Vorschläge, wie Probleme zu lösen sind, treffen ihn «ins Herz», in die Personmitte. Und gerade dieser Vorgang verwundet, lähmt die Anstrengung der Willenskraft und erschwert die Erfüllung der Aufgabe. Nur wer «die Sache» an dem ihr gehörenden Orte zu «belassen» weiss, ist in der Lage, bei allem kraftvollen persönlichen Einsatz in «gelassener» seelischer Grundverfassung zu stehen.

Die geistig-geistlichen Wurzeln der Gelassenheit

Doch woher nehmen wir die Gelassenheit? Wie können wir unser kraftvolles Engagement, unseren ausgeprägten Sinn für Verantwortung, unser entwickeltes Pflichtbewusstsein verbinden mit der scheinbar entgegengesetzten Haltung der Gelassenheit? Gelassenheit ist ja weit mehr als blosser unerschütterlicher Gemütsruhe. Sie hat eine tiefere Dimension als antiken stoischen Gleichmut des Geistes (aequanimitas). Sie ist auch nicht die berühmte «dicke Haut» des mit «allen Wassern gewaschenen» Politikers. Sie ist eine Haltung, die demütig-überlegenem Urvertrauen entspringt.

Es gibt, so scheint mir, für den gläubigen Christen drei Wurzeln, die solche Synthese möglich machen:

Gespür für die Sinnerfülltheit des Lebens

Eine erste Wurzel glaube ich in einer tiefen inneren, philosophisch-theologisch begründeten Überzeugung zu sehen, dass es im Hintergrund aller menschlichen Aktivitäten (wie im privaten, so auch im öffentlichen Bereich) einen für uns nicht erkennbaren und nicht greifbaren Sinnzusammenhang gibt. Das, was viele Menschen aus vielerlei schwer durchschaubaren, verwirrenden, egoistisch-altruistischen Motiven zusammen oder gegeneinander wirken, trägt in sich einen geheimen Sinn, der freilich nicht zwangsläufig zum guten Ende zu führen braucht, der aber doch die Chance in sich birgt, dass eine neue, vielversprechende und zum Guten fähige Realität entsteht. Das

Geschick des Gemeinwesens hängt zwar entscheidend, aber nicht allein von den Taten seiner Bürger ab. «Patria providentia Dei et confusione hominum regitur» (Gottes Vorsehung und das unerleuchtete-verwirrliche Handeln der Menschen lenken das Vaterland) ... sagt treffend ein altes Sprichwort. Eine keineswegs illusionäre oder verstiegen idealistisch-ideologische, sondern eine der Realität offene prinzipiell-optimistische Grundeinstellung und ein hellwachtes Gespür für die Sinnhaftigkeit menschlichen Handelns bilden wichtige Voraussetzungen zur Gelassenheit. In der Nähe dieser Grundeinstellung liegt notwendigerweise die ergänzende Fähigkeit, das oberflächliche Fadengewirr von politischen Handlungen nicht absolut zu setzen, die Relativität und Kontingenz der täglichen politischen Ereignisse und Fakten zu erkennen und am rechten Ort einzustufen, den Blick vielmehr zu schärfen für den Lauf des Grundstroms, der das Geschick des Gemeinwesens auf lange Sicht weit mehr zu bestimmen geeignet ist als die zahllosen unbedeutenden Vorgänge im politischen Alltag, so sehr sie letztlich auch zum sinnhaften Hintergrund der politischen Welt gehören.

Eine urchristliche «Tugend»

Für den gläubigen Christen zeigt sich der Einsatz in dieser politischen Welt aber in einem neuen erhellenden Licht: Wie in allen anderen weltlichen Einsatzbereichen soll auch das politische Wirken, wenn es in Gottes Geist geschieht, auf unsichtbare, nicht messbare und nicht verifizierbare Weise der Annäherung an das «Reich Gottes», ja, der sich nahenden Ankunft von Gottes Reich dienen. Dieser gnadenhafte Vorgang aber kann sich nur ereignen, wenn sich der Mensch auch im politischen Handeln in innerstem Gehorsam der Lenkung Gottes unterstellt, wenn er in stillen Augenblicken betrachtend-betend, hellhörig auf seine Stimme lauscht und wenn er bereit ist, mit mutiger Tat und treuem Wirken dieser Stimme zu folgen. Aber dies wird ihm lebenslang nur gelingen, wenn er sich und sein Wirken letztlich Gott selbst überlässt. Und gerade hier, in diesem Vorgang des Sich-Überlassens, liegt die eigentliche, die tiefste Wurzel der Gelassenheit. Mag sie auch im profanen politischen Alltag eine säkular-humanistische Farbe tragen: Letztlich ist die Gelassenheit des in christlichem Geist denkenden und handelnden Politikers eine dem Glauben und der Hoffnung nahe verwandte urchristliche «Tugend» oder Grundverfassung des Menschen.

Gelassenheit als Gnade

In diesen Aussagen ist in der Sprache des christlichen Glaubens zugleich eine weitere Einsicht enthalten: Gelassenheit lässt sich nicht erzwingen. Sie lässt sich eigentlich auch nicht durch angestrengtes Training erwerben. Sie ist ein Geschenk von oben. Sie ist Gnade. Gnade des liebenden Gottes, der sich dem Menschen zuwendet, der, in den profanen Strukturen der politischen Welt stehend, glaubt und hofft. Diese Gnade wird im harten, heissglühenden, verbrennend-ausbrennenden politischen Einsatz als mildernde, kühlende, ausgleichende und regenerierende Kraft erfahren. Sie macht es in der Tat möglich, dass treues, unermüdetes und unentwegtes politisches Engagement eine fruchtbare Synthese mit der ergänzend-ausgleichenden Gelassenheit findet. Und wo immer diese Synthese gelingt, da erhöht sich die Qualität der politischen Arbeit. Das aber kommt dem Gemeinwesen auf welcher Stufe auch immer zugut – und seinen Menschen, die alle auf seine gute Führung und Funktion angewiesen sind. Dann blühen Gerechtigkeit und Frieden, und die gleiche Würde aller Menschen findet volle Anerkennung.

«... unseren Horizont erweitern, den Menschen dienen.»

Interview mit Ronald Chanex, Gewerkschaftssekretär, Lausanne

Wie steht es mit den Beziehungen zwischen den Sozialpartnern?

Während früher die Konfrontation direkter war, sind die Beziehungen heute viel subtiler geworden. Man hat je länger je weniger Zugang zu den Verantwortlichen eines Betriebes und kennt oft den Unternehmer gar nicht. So kommt man in die Lage, dass man nichts verändern kann, weil man nicht den Gesprächspartner hat, der die entscheidenden Entscheidungen fällen kann. Die Beziehungen werden daher kompliziert. Hier spreche ich nicht von der Lohnfrage oder dem Lohnausgleich, denn darüber kann man sich einigermaßen verständigen. Ich denke eher an die tieferliegenden Dinge, wie zum Beispiel eine neue Definition der Rolle und Aufgabe des Unternehmens.

Wie ist die Stimmung in Ihrer Gewerkschaft?

Die menschliche Gesellschaft funktioniert meistens dank dessen, dass eine Zahl Entschlossener sich ans Werk gemacht hat. Daneben gibt es all die andern, die sich einfach der Bewegung anschliessen. Dies verleiht ihnen eine Art gutes Gewissen: «Oh, ich habe meine Pflicht getan, denn ich bin ja auch dabei.» Das ist schade, denn so geht viel ungenützte Kraft verloren.

Unter den Jungen findet man aber einige, die andere Überlegungen anstellen und denen es nicht nur um das eigene Interesse geht. Oft prallen sie dann aber an der Trägheit der Menschen ab. Diese Trägheit kommt meiner Meinung nach daher, dass man sich vor lauter Verpflichtungen in der Gesellschaft wie überfahren vorkommt. Und schliesslich möchte der Mensch doch frei sein. Es ist ein Gemisch von Bedürfnissen, Wünschen und Freiheiten sowie Entbehrungen, die den Menschen aufspalten.

Wozu dient denn das, was einer in der Fabrik arbeitet? Man ist erstaunt, wie positiv die Leute reagieren, wenn sie selber hingehen



können, um das Endresultat zu sehen. Sie entdecken, wozu ihr eigener Teil der Arbeit dient, und sie sehen einen Sinn darin. Es würde sich lohnen, dieses Verständnis zu wecken, denn es könnte wiederum das Interesse für die Aufgaben der Gewerkschaft fördern. Aber im allgemeinen sind die meisten, die hierzulande der Gewerkschaft beitreten, nicht besonders aktiv.

Zwischen den Älteren und den Jüngeren besteht ein gewisser Interessenskonflikt. Je mehr ich mich mit jüngeren Mitgliedern unterhalte, um so mehr erkenne ich, dass für sie die materielle Frage zweitrangig ist; sie finden, das es «Wichtigeres» zu tun gibt. Dies «Wichtigere» ist jedoch schwer zu definieren. Eigentlich läuft es auf die Frage der Lebensqualität hinaus. Die Älteren mussten ja lange für gerechte Löhne und geregelte Ferien kämpfen, und ich glaube, unbewusst sagten sie sich seinerzeit: «Wenn wir dies alles erreicht haben, dann werden wir zufrieden sein.» Und jetzt, wo sie das meiste erreicht haben, sagen sie sich: «Mensch, etwas stimmt nicht ganz, wir sind nicht zufrieden.» Auch sie empfinden das Bedürfnis nach «diesem Wichtigeren, Höheren».

Haben Sie und Ihre Mitglieder direkte Beziehungen zur Dritten Welt?

Da muss ich ehrlich zugeben, dass wir in dieser Richtung noch nicht sehr weit sind. Unsere Leute sind sich zwar bewusst, dass in vielen dieser Länder katastrophale Zustände herrschen. Aber wissen Sie, manchmal schäme ich mich ob der Unzufriedenheit, wenn wir in einer Auseinandersetzung ½ Prozent weniger bekommen, während in der Welt Tausende Hunger leiden. Da herrscht in Afrika diese grässliche Dürre, und wir wehklagen, weil etwas weniger in unseren Geldbeutel kommt. Das finde ich schlimm. So gilt es, eine enorme Aufklärungsarbeit zu leisten, um den Menschen diese Probleme nahezubringen. Ich sage nicht, dass wir in den Verhandlungen und Auseinandersetzungen «unsere Zeit verlieren», aber diese Zeit wäre viel besser genutzt, wenn wir uns öfters über die andern Fragen – über die Werte im Leben und darüber, wie man Menschen in ihrer Not helfen kann – unterhalten würden.

Welche Schwerpunkte verfolgen Sie mit Ihrer Arbeit?

Meiner Meinung nach gibt es hier zwei Stufen. Auf der materiellen Ebene im weitesten Sinne ist es offensichtlich: kürzere Arbeitszeiten. Und anschliessend bessere Verteilung der Arbeit und somit weniger Arbeitslosigkeit. Soweit die Theorie. Nun gilt es noch zu prüfen, ob dies in der Praxis auch so herauskommen wird. Denn nicht alles funktioniert wie die «kommunizierenden Röhren». Da muss man vorsichtig sein. Andererseits können wir nicht abwarten, bis wir die «absolute Antwort» haben, bevor wir etwas unternehmen. Man muss ein Risiko eingehen.

Dann haben wir die Programmpunkte des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes für die achtziger Jahre. Viele der wichtigsten Fragen gehen über das rein «Materielle» hinaus. Dies sind aber vorerst Ideen, die immerhin in einem Kongress mit grosser Mehrheit verabschiedet wurden. Doch geht es darum, dass diese Ideen nicht einfach zu unterst in einer Schublade verschwinden und dort liegenbleiben.

Was ist laut Ihnen das grösste Hindernis zum Glück?

Das Glück? Ja, das kann ich nicht definieren! Einerseits ist es eine persönliche Empfindung, andererseits muss es eine kollektive Auswirkung haben. Ich glaube, man kann allein nicht glücklich sein. Das Glück lässt sich nicht isolieren, es muss unbedingt gemeinsam erreicht werden.

Hindernisse? Da beunruhigt mich die wachsende Intoleranz der Menschen untereinander. Ich stelle zum Beispiel fest, dass man bei uns immer mehr Mühe hat, in eine Gruppe aufgenommen zu werden. Man muss beinahe «zugelassen» werden. Auch bei der Gewerkschaft müssen wir dagegen ankämpfen, damit wir nicht ein «Klub» werden. Eben, diese Intoleranz: auch hier im Büro sehe ich, wie die Menschen sich voneinander abkapseln. Ein Junger, der in Schwierigkeiten steckt – dies kann ja vorkommen –, wird eher verspottet, als dass sich jemand darum bemühen würde, ihm zu helfen. Die Fehler und Schwächen der andern anzunehmen, bereitet uns allen grosse Mühe. Wir beklagen so schnell den Mangel an Qualitäten bei unseren Mitmenschen, sind aber sofort bereit, ihre Fehler hervorzuheben. So bedeutet Glück für mich, dass die Menschen viel mehr Nachsicht und Verständnis füreinander aufbringen und denen, die in Schwierigkeiten sind, mehr helfen. Am Arbeitsplatz sehe ich Leute, die Fehler machen, da sage ich: «Hör zu, Fehler machen ist nicht so schlimm, aber das Wiedergutmachen, das ist wichtig!»

Im weiteren würde es bedeuten, den Einfluss des Geldes und des Besitzens weniger wichtig zu nehmen. Wir müssen versuchen, unseren Horizont zu erweitern, den Menschen zu dienen. Denn ich kann dies aus eigener Erfahrung sagen: wenn man immer mehr will, dann gewöhnt man sich an alles – das Haus, den Wagen – und ist immer noch nicht zufrieden. Also ist das Glück offensichtlich nicht dort zu suchen. Jeder von uns müsste für sich die Frage beantworten können: «Woher kommst du und wohin gehst du?»

CH in die UNO?

Soll die Schweiz der UNO beitreten? Über diese wichtige Frage, die von der Regierung bejaht wird, muss das Schweizervolk früher oder später entscheiden. Schon stehen sich Befürworter und Gegner einer vollen Beteiligung der Schweiz an diesem grossen internationalen Forum in öffentlichen Diskussionen gegenüber. Wie bei vielen politischen Auseinandersetzungen im Vorfeld von Volksabstimmungen besteht auch hier die Gefahr, dass man sich über zweitrangige Fragen ereifert und dabei den grundsätzlichen Auseinandersetzungen aus dem Wege geht.

Hat ein kleines Land wie die Schweiz eine Aufgabe in der Welt? Und wenn ja, welche? Man hängt den Angehörigen eines Landes sehr rasch bestimmte Eigenschaften an: die Deutschen sind so, die Franzosen eher so, die Afrikaner, die Vietnamesen usw. ... Jedes Volk hat schon seine bestimmten Merkmale, die jedermann zu erkennen glaubt. Hat ein Volk wie das unsere eine Bestimmung, die es erfüllen soll, so wie ein einzelner Mensch zu einer bestimmten Aufgabe berufen sein kann?

Man spricht leichthin von der humanitären Aufgabe der Schweiz, von ihrer Berufung, Asylrecht zu gewähren. Auf diplomatischer Ebene übernimmt sie eine Vermittlerrolle zwischen Staaten, die ihre gegen-

seitigen Beziehungen abgebrochen haben. Sind sich aber die Schweizer so deutlich bewusst, dass sie als Volk eine gemeinsame Aufgabe in der Welt haben, dass sie bereit wären, ihren Lebensstil zu ändern und einen Teil ihres Wohlstandes zu opfern?

Im allgemeinen besteht doch eher der Eindruck, die Schweiz sei anders als andere Länder und sollte deshalb innerhalb der internationalen Gemeinschaft eine Sonderstellung einnehmen. Einen Beitritt zur UNO aber mit der Voraussetzung zu verknüpfen, dass die eigenen Interessen gewahrt bleiben, wäre weder neu noch sehr originell. Da die bisherigen Mitglieder bereits diese Einstellung vertreten, würden wir nur den Eindruck verstärken, es handle sich um ein «Ding» (machin), wie de Gaulle sagte, dem beizutreten es sich nicht lohnt.

Doch ist vielleicht eine andere Haltung möglich. «Die Leiden der Welt mittragen.» Diese Vorstellung gehört zu unserem religiösen Erbe. «Sein Leben dahingeben, um die Welt zu retten.» Dies ist ein Thema, das unseren Ohren nicht fremd klingt, wenn wir an den denken, der sich für die Menschheit geopfert hat. Ist es vorstellbar, dass es sich ein ganzes Volk zur Aufgabe macht, das gleiche zu tun, mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln? Was hätte eine solche Vorstellung für mich als Schweizer, für uns als Volk, für Konsequenzen? Und dies angesichts der *allgemeinen Verwirrung, der Machtkämpfe, des jahrhundertealten Hasses, der physischen und moralischen Not der Menschheit?*

Mit der Inangriffnahme einer derartigen kollektiven Aufgabe muss nicht gewartet werden, bis sich eine Mehrheit dafür einsetzt. Vielleicht liegt hier das Paradox der Beziehung des einzelnen zum Kollektiv. Der Einsatz des einzelnen wird vielleicht anspruchsvoller, wenn er – anstatt nur von der eigenen guten Absicht getrieben – als Teil der kollektiven Aufgabe verstanden wird. Wir könnten in gewisser Weise etwas von den kleinen Gruppen lernen, die die Welt terrorisieren, und den Selbstmordkommandos, die in jüngster Zeit auf der mittelöstlichen Szene in Erscheinung treten. Diese jungen Leute riskieren alles, sogar ihr Leben, um die verwegene Sache ihres Volkes zum Sieg zu führen.

Element der Versöhnung

Gott sei Dank gibt es Hunderte und Tausende von Männern und Frauen in der Welt, die den Rechtlosen, den Hungernden, den Kriegsverletzten helfen. Sie tun es unter grossen Opfern, unter Verleugnung ihrer selbst und oft in der Überzeugung, einem Ruf von oben zu gehorchen. Ein Artikel in der Lausanner Zeitung «24 heures» berichtete kürzlich von einem solchen Mann, einem katholischen Priester, dem Begründer der Bewegung «ATD-Quart monde» in Frankreich. Er hatte sich der Elendesten dieser Welt angenommen, nicht um ihnen Wohltätigkeit zu erweisen, sondern weil für ihn «sie zu übersehen und zu verwerfen heisst, Christus selbst zu übersehen und zu verwerfen». Und die Journalistin schliesst mit den Worten: «Wer ist dieser Christus, der die Menschen heute noch zu solch verrückten Taten anregt?»

Welche verrückten Taten könnten ein ganzes Land mobilisieren? Und wie würden sie dessen Stellung in der internationalen Gemeinschaft beeinflussen? Eine der grössten Schwierigkeiten in den zwischenstaatlichen Beziehungen rührt daher, dass die Diplomatie sich nicht aus dem alten Schema der gegensätzlichen Positionen lösen kann. Sie nimmt Stellung für die eine und gegen die andere Seite, unterstützt ein Lager auf Kosten des anderen, je nachdem welche Interessen auf dem Spiel stehen. Um ein Element der Versöhnung zu werden, müsste die Schweiz ihre eigenen Interessen, insbesondere die wirtschaftlichen, hintanstellen. Auch müsste sie ihr Demokratieverständnis vertiefen im Verhältnis der Parteien zueinander, der Interessengruppen und Meinungsströmungen. Es wäre ein anspruchsvoller, schwieriger Weg. Aber der Friede in der Welt wird zu keinem geringeren Preis gewonnen werden.

Charles Piguet



Fortsetzung Interview Chanex

Was denken Sie über die Schweiz?

Es gibt bei uns Fragen, über die es immer schwieriger wird, ein echtes Gespräch zu führen. Misstrauen scheint sich breitzumachen. Ich muss selber zugeben, wie schwer es mir fällt, wenn gewisse Personen uns ständig als «...» aller Art abstempeln. Sie scheinen oft nur auf Abbruch bedacht zu sein. Dann fühle ich mich in eine Ecke gedrängt und weiss nicht mehr, wie ich reagieren soll. Es ist schwierig, gegen «intellektuellen und physischen Terror» anzukämpfen. Andere Länder sind all dem natürlich noch viel mehr ausgesetzt.

In unserem Land ist es auch schwierig, mit andern Menschen Kontakt aufzunehmen. Der Schweizer ist auf den ersten Anhub eher ein kühler Typ. Wir haben in unserem Land aber auch einen grossen Reichtum, nämlich die verschiedenen Kulturen, die Kantone, die Dialekte und Sprachen. Für mich könnte die Schweiz ein Planet im kleinen sein, auf dem man lernt, miteinander zu leben und einander zu verstehen. Diesen Reichtum an Verschiedenheit sollten wir im besten Sinne des Wortes ausnützen, um andern mit unseren Erfahrungen zu dienen.

Schweizer Familie – einmal anders

Wir sind eine Familie mit zwei kleinen Kindern und versuchen, einen Lebensstil zu finden und auch zu leben, der Rücksicht nimmt auf die Menschen und die Umwelt, bei uns und in der Dritten Welt. Dieser Lebensstil entsteht nicht von heute auf morgen, es ist ein langsamer Prozess, in dem wir erst am Anfang stehen, denn je mehr wir uns auf diese Drittwelt- und Umweltfragen einlassen, um so mehr sehen wir, was noch anders werden müsste, auch bei uns. So bedeutet es viele kleine Schritte, die alle ein Mehr an Zeit und Aufwand verlangen und uns ein Stück unserer Bequemlichkeit kosten: Es ist einfacher, das Gemüse im Geschäft zu kaufen, als es im Garten anzubauen, besonders wenn dieser nicht gerade neben dem Haus liegt und man zu Fuss oder mit dem Fahrrad hingehen muss. Es ist einfacher, bei Wind und Regen in den Wagen zu steigen, als ein paar Kilometer weit mit dem Velo zur Arbeit zu fahren.

Doch: Viele kleine Leute in vielen kleinen Orten, die viele kleine Dinge tun, können das Gesicht der Welt verändern.

Praktisch sieht dies für uns so aus: – Wir wollen ohne Auto leben. (Um unsere Wälder und die Umwelt zu schützen.) – Wir essen sehr wenig Fleisch. (Wenn mehr Menschen dies täten, könnten die Futtermittelimporte aus Entwicklungsländern reduziert werden.) – Wir essen Saisonfrüchte und -gemüse und verzichten auf exotische Früchte. Soweit wie möglich pflanzen wir alles im eigenen Garten biologisch an: unserer Gesundheit und der Umwelt zuliebe.

Christoph und Edith Meier

Aus aller Welt...

Grossbritannien. Das Theaterstück «Clashpoint», das die Rassenfrage in Grossbritannien behandelt, war letzten Herbst auf Tournee in acht britischen Grossstädten, in denen die Probleme zwischen Einwanderern und ansässiger Bevölkerung besonders akut sind. Es wurde in vierzig Schulen vor schätzungsweise 3500 Jugendlichen aufgeführt. Seit Anfang März steht es im Westminster-Theater in London auf dem Programm.

Jamshedpur, Indien. Im Staate Bihar wurde eine Sonderkonferenz für Studenten und junge Ingenieure abgehalten. Sie planten gemeinsam, wie sie nach ersten Schritten der Änderung im eigenen Leben, in ihrer Freizeit und im Beruf zur Entwicklung der ländlichen Gegenden ihres Staates beitragen können, der einer der ärmsten und konfliktbeladensten Indiens ist.

Tirley Garth, Grossbritannien. Soeben ging im Zentrum der Moralischen Aufrüstung in Mittelengland ein viermonatiger Kurs zu Ende, an dem Jugendliche aus fünf Ländern im Zusammenleben in einer Grossfamilie, in Seminaren und Einsätzen in Liverpool und Manchester geschult wurden.

Südostasien. Anschliessend an eine Konferenz im indischen Zentrum Panchgani besuchten einige Teilnehmer Sri Lanka und Thailand. Die Delegation stand unter der Leitung der Präsidentin des Verbandes asiatischer Frauenvereinigungen, der Japanerin Frau Yukika Sohma. Auf der kürzlich von Rassenunruhen erschütterten Inselrepublik Sri Lanka nahm Premierminister Premadasa Bezug auf die zurzeit stattfindenden Friedensgespräche aller Parteien und erklärte den Besuchern: «Sie kommen genau im rechten Augenblick.» Er veranlasste einige Begegnungen der Gäste mit führenden Persönlichkeiten der buddhistischen und tamilischen Bevölkerungsgruppen.

Ein Höhepunkt der Zeit in Thailand war der Besuch in zwei Flüchtlingslagern jenseits der kambodschanischen Grenze. Frau Sohma, die in Japan ein Hilfswerk für Flüchtlinge aus Indochina gegründet hat, überbrachte die erste Wagenladung von Kleidungsstücken aus Japan, als Ausdruck des «Mitgeföhls des japanischen Volkes».

Montreal, Kanada. Die Organisatoren des fünften Jugendfestivals 1984, das Mitte Februar stattfand, baten die Moralische Aufrüstung, mit Filmen und Gesprächsgruppen am «geistigen und moralischen Inhalt» der Tagung mitzuwirken.

Südtirol gestern und heute

Als Mitte Februar dieses Jahres der italienische Ministerpräsident Craxi und Aussenminister Andreotti als Gäste der österreichischen Regierung nach Wien fuhren, machte dies sowohl in der österreichischen wie in der italienischen Presse Schlagzeilen. Zum ersten Male seit über hundert Jahren kam ein italienischer Regierungschef nach Österreich. Die Begegnungen fanden in herzlicher und entspannter Atmosphäre statt.

Jahrzehntelang hatte die Minderheitenfrage Südtirols die Beziehungen der beiden Länder getrübt. Die Abtrennung der deutschsprachigen Provinz Bozen vom österreichischen Mutterland nach dem Ersten Weltkrieg und ihre Einverleibung in den italienischen Staatsverband war Ursache eines Konflikts, der vielerorts Bitterkeit auslöste und ernsthafte Probleme im Zusammenleben der beiden Volksgruppen schaffte. Die Auseinandersetzungen wurden in den sechziger Jahren durch zahlreiche Attentate verschärft, so dass die Streitfrage vor die Vereinten Nationen kam.

Heute ist der Minderheitenkonflikt zwar noch nicht völlig gelöst, aber es herrscht in Südtirol eine wesentlich andere Atmosphäre als vor fünfzehn Jahren.

Im Jahre 1968 kamen erstmals Politiker deutscher und italienischer Zunge aus diesem Krisengebiet zu einer internationalen Konferenz nach Caux. Es fanden zahlreiche Gespräche, auch im Beisein von Österreichern, statt. In den folgenden Jahren war Caux Treffpunkt weiterer Delegationen von Südtirolern und Italienern. Unter ihnen befanden sich der Bischof der Diözese Bozen-Brixen, Msgr. Josef Gargitter, der Präsident der Südtiroler Volkspartei und Bozner Regierungschef, Dr. Magnago, Senator Mitterdorfer, der die deutsche Volksgruppe im Parlament in Rom vertritt, sowie der Präsident des Regionalparlamentes, Bertorelle, und ein italienisches Mitglied der Provinzregierung von Bozen.

«Zweifellos haben die damaligen Besuche in Caux zur Entgiftung der Atmosphäre beigetragen», erklärte Landeshauptmann Magnago kürzlich in einem Interview. «Die menschlichen Kontakte sind ausserordentlich wichtig. Sie helfen mit, Vorurteile abzubauen und ein günstigeres Verhandlungsklima zu schaffen. Es lässt sich natürlich nicht ermesen, wieviel der Geist der Moralischen Aufrüstung zur Konfliktlösung beigetragen hat. Aber hätte es ihn nicht gegeben, so wäre die heutige Situation vielleicht bedeutend kritischer.» Magnago war federführend in den Verhandlungen mit der römischen Zentralregierung, deren Resultat der Provinz Bozen schrittweise eine erweiterte Autonomie und der deutschen Volksgruppe bedeutende Erleichterungen gebracht hat. Für seine Verdienste wurde Magnago in Strassburg mit dem Robert-Schuman-Preis ausgezeichnet. Bischof Gargitter, der sich vor kurzem in einem persönlichen Gespräch ebenfalls zur Lage in Südtirol äusserte, ist überzeugt, dass die Politiker, die seinerzeit in Caux waren, einen günstigen Einfluss auf das Zusammenleben der Volksgruppen ausübten. «Der Heilige Geist hat in gewisser Hinsicht in den Herzen jener gewirkt, die bei den schwierigen Verhandlungen eine zentrale Rolle spielten. Es haben sich Gegner miteinander versöhnt», erklärte der Bischof und meinte, dieser Geist wäre in der heutigen Situation sehr nötig, denn es sei neuerdings eine Radikalisierung festzustellen. Den einen, nämlich den Italienern, gehe die Autonomie zu weit, sie fühlten sich nun ihrerseits benachteiligt; andern wiederum, die eine grössere Unabhängigkeit vom Zentralstaat fordern, gehe sie zu wenig weit.

Es liegt auf der Hand, dass ein Minderheitenkonflikt nicht im Verlauf weniger Jahre aus der Welt geschafft werden kann. Das Zusammenleben auf kleinem Raum von Völkern, die in ihrer Mentalität so verschieden sind wie die Deutschen und die Italiener, erfordert sehr viel Geduld, Verständnis und Toleranz und muss in jeder Generation neu erarbeitet werden. Die positiven Erfahrungen jedoch, die in Südtirol gemacht wurden, können in anderen Krisengebieten bei der Lösung ähnlicher Probleme eine wertvolle Hilfe sein.

Heinrich Karrer